

HEYNE <

MICHAEL KORYTA

TODESANGST

ROMAN

AUS DEM AMERIKANISCHEN VON IRENE EISENHUT

**WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN**

Die Originalausgabe

Rise the Dark

erschien 2016 bei Little, Brown and Company

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® No01967

Deutsche Erstausgabe 06/2018

Copyright © 2016 by Michael Koryta

Copyright © 2018 der deutschsprachigen Ausgabe

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Redaktion: Marcus Jensen

Printed in Germany

Umschlaggestaltung: Johannes Wiebel unter Verwendung von Motiven von Shutterstock.com (Rudy Bagozzi, Gwoeii, Simona Chira, crazymedia)

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-43873-6

www.heyne.de

*Für Michael und Rita Hefron, die mir Montana gezeigt
und mich stets zum Schreiben ermutigt haben. Und für meinen
Vater, der die Lichter anließ, sowohl im wörtlichen als auch im
übertragenen Sinne. Entschuldigung hierfür, Dad.*

Unsere Tugenden und Mängel gehören zusammen
wie Kraft und Materie. Getrennt existiert kein Mensch.

- Nikola Tesla

Der Geist eines jeden Attentäters verläuft auf einer Schmalspurbahn. Doch es gibt keine Einzelgänger. Kein Mensch lebt in einem leeren Raum. Alle seine Handlungen sind durch die Zeit und die Gesellschaft bedingt, in der er lebt.

William Manchester
Der Tod des Präsidenten

TEIL EINS
ECHOS

1

Vor drei Tagen hatte es begonnen, in einer Höhe von rund tausendachthundert Metern zu schneien, doch nur leicht, sodass die Stromleitungen stehen geblieben waren. Sabrina Baldwin hielt es für ein Geschenk nach einem für Montana üblich langen, hartnäckigen Winter.

Dann, am vierten Tag, nahm der Wind zu.

Und die Lichter blinkten.

Sie waren beide wach und hörten dem heulenden Wind zu. Als das allgegenwärtige Summen der Elektrogeräte im Haus zusammen mit dem Schein des Weckers verschwand und nach nur wenigen Sekunden wiederkam, sagten beide gleichzeitig »Eins« und lachten.

Diese Lektion hatten sie in ihrem ersten, gemeinsamen Haus in Billings gelernt. Es hatte draußen gestürmt, und die Lichter hatten zweimal hell geblinkt. Jay hatte ihr erklärt, dass das System auf Schwierigkeiten reagierte, indem es die Stromkreise öffnete und schloss, um so die Tragweite der Störung automatisch zu testen, bevor es sich endgültig abschaltete. Es würde einmal blinken, vielleicht zweimal, aber nie dreimal. Zumindest nicht dieses System.

In ihrem neuen Heim in Red Lodge setzten das Licht und das Summen der technisierten Welt erneut aus und kehrten zurück.

»Zwei«, sagten sie.

Alles war, wie es sein sollte. Der Wecker blinkte zwar und war-

tete darauf, neu eingestellt zu werden, doch der Strom blieb da, und die Heizung sprang wieder an. Sabrinas Hände wanderten über Jays Brust und Arme. Für einen kurzen Moment sah es so aus, als hätte das System sich selbst wiederhergestellt und alles wäre in Ordnung, niemand müsste hinaus in den Sturm.

Dann fiel der Strom ein weiteres Mal aus, und beide stöhnten auf. Die Probleme der Welt waren gerade von draußen zu ihnen hineingezogen und kündigten sich durch wiederholtes Blinken an wie ein Klopfen an der Tür.

»Verdammt, gleich wird das Telefon klingeln«, seufzte Jay.

Sabrina schmiegte sich an seine Brust und küsste Jays Hals.
»Dann lass uns keine Zeit verlieren.«

Genau das taten sie, sie verloren keine Zeit. Trotzdem klingelte das Telefon, bevor sie fertig waren, was sie aber ignorierten. Dieser Moment sollte ihr für den Rest ihres Lebens eigenartig klar in Erinnerung bleiben. Die besondere Stille im Haus durch den Stromausfall, der kalte heulende Wind und der warme Hals ihres Mannes, den sie spürte, als sie ihr Gesicht dagegen drückte, beide so sehr in dem anderen verloren, dass selbst das schrille Geräusch des Telefons sie nicht unterbrach.

Als sie fertig waren, klingelte das Telefon erneut. Leise fluchend küsste er sie, außer Atem, stand auf und ließ sie allein im gemeinsamen Bett zurück, um das Gespräch unten anzunehmen.

In einem neuen Bett mit neuen Laken. Es war einfach alles neu. Sie freute sich über Jays schlichten Duft. Das Einzige, was nicht neu oder anders war. Sie waren vor zwei Monaten nach Red Lodge gezogen, und alle hatten gemeint, dass sie dankbar sein würde für die Schönheit des Ortes, doch noch immer fand sie die Berge eher bedrohlich als bezaubernd.

Ihre Sicht würde sich wohl ändern, wenn der Frühling endlich Einzug hielt. Es blieb ihr nichts anderes übrig, als das zu glauben.

Im Moment wusste sie nur, dass sie es geschafft hatten, an einen Ort zu ziehen, der Billings wie eine Großstadt erscheinen ließ, was nicht einfach war.

Sie konnte seine Seite des Gesprächs hören, eine eigenartige Mischung aus aktuellen Neuigkeiten und den üblichen Themen. Stürme, heruntergerissene Leitungen, Umspannwerke, Stromkreise. Selbst das Wortspiel war vertraut: *Wir wollen doch nicht, dass den Patienten im Krankenhaus das letzte Licht ausgeht.*

Ein Witz, den nicht nur er, sondern auch schon sein Vater und sein Großvater gemacht hatten, doch er spiegelte die Lage wider. Die Stromausfälle waren so schlimm, dass das Krankenhaus über Notaggregate betrieben wurde, was bedeutete, dass Jay eine Weile weg sein würde. Bei so einem Wetter waren die Reparaturen selten eine einfache Angelegenheit. Nicht in Montana.

Sie folgte ihm nach unten und kochte Kaffee, während er ihr erklärte, was los war, den Blick schon in die Ferne gerichtet. Sie wusste, dass er gedanklich bereits bei der Landkarte und dem Stromnetz war, um die Probleme einzuordnen, bevor er sich auf den Weg machte. Eine seiner größten Sorgen war es, dass er mit dem lokalen Netz noch nicht genügend vertraut war. In Billings hatte er jedes Umspannwerk gekannt, jeden Abspanntransformator, wahrscheinlich sogar jeden Isolator.

»Es wird ein langer Tag werden«, meinte er und zog seine isolierten Stiefel an. Sie waren in der Küche, mit der Sabrina noch immer fremdelte, sodass sie häufig in die falsche Schublade griff oder den falschen Schrank öffnete. Doch es war ein wunderschönes Heim mit einem fantastischen Blick auf die Berge, der sich ihnen zumindest im Sommer durch diese Fenster bieten würde, die Jay so toll fand, da sie in Richtung der Beartooth Mountains lagen. Für Sabrina waren sie falsch ausgerichtet. Die schlimmsten Stürme kamen stets von diesen Bergen heruntergefegt, und sie konnte sie von hier aus sehen. Sie wünschte sich,

die Fenster würden nach Osten zeigen und den Sonnenaufgang einfangen statt der nahenden Stürme.

Sie hatte die Nase voll von Unwettern.

Jay blickte derweil aus dem Fenster, und bestimmt lächelte er wieder. Die Gipfel waren durch die tief hängenden Wolken nicht zu sehen, und der Wind peitschte ein Gemisch aus Eis und Schnee gegen die Scheiben.

»Genieß den Schnee, solange er noch da ist!«, sagte sie. »Es könnte der letzte sein für diese Saison.«

»Brett hat mir erzählt, dass sie den Pass letztes Jahr Mitte Juni schließen mussten wegen fünfunddreißig Zentimeter Neuschnee.«

»Toll!«

Sie hatte Mühe, heiter zu klingen und zugleich eine Prise feinen, aber nicht beißenden Humors hineinzumischen. Sie waren immerhin wegen ihr hierhergezogen und hatten Billings verlassen, weil Jay bereit gewesen war, um ihres Seelenfriedens willen seinen geliebten Job aufzugeben. Er war da draußen Mitglied einer Mannschaft gewesen, eines Teams, das an direkt stromführenden Hochspannungsleitungen arbeitete, oben in der Gefahrenzone. Sie hatten wie Vögel auf diesen Kabeln gesessen, in denen tödlicher Strom pulsierte. Im November hatten sie erlebt, wie tödlich.

Sabrina hatte Jay durch ihren Bruder Tim kennengelernt. Sie waren Kollegen gewesen, wenngleich diese Bezeichnung nicht ganz zutraf, eher Mitglieder eines Sondereinsatzkommandos. Jeder Anruf bedeutete eine Mission, die möglicherweise mit dem Tod enden konnte. Die Bindungen bei dieser Art von Arbeit waren tiefer, und ihr stets beschützender, älterer Bruder hatte nur in den höchsten Tönen von Jay gesprochen. Sie hatte Jay bei einem Grillfest getroffen, eine Woche später gingen sie zum ersten Mal aus, und ein Jahr danach waren sie verheiratet. Ihre

Hochzeitstorte war mit winzigen Hochspannungsmasten verziert worden, die die Figuren der Braut und des Bräutigams einrahmten. Sie hatten das bereits für den ganzen Streich gehalten. Doch da hatten sie sich getäuscht. In den Miniaturleitungen floss tatsächlich Schwachstrom, den Tim einschaltete, als Jay den Kuchen anschnitt. Er sprang daraufhin fast zwanzig Zentimeter in die Höhe, und der Rest der Mannschaft krümmte sich vor Lachen.

So vergingen mehrere Jahre. Tim und Jay standen sich näher als die meisten Brüder. Dann kam der November. Ein Routineeinsatz. Tim befand sich auf der Leitung, um eine einfache Reparatur vorzunehmen, ganz sicher, dass kein Strom hindurchfloss. Was er jedoch nicht wusste, war, dass jemand, über einen Kilometer entfernt, einen riesigen Gasgenerator angeworfen hatte, da er nicht die Reparatur abwarten wollte. Der nicht fachmännisch angeschlossene Generator verursachte eine Nachspeisung. Die harmlose Leitung führte in dem Augenblick wieder Strom, als Tim das Kabel in den Händen hielt.

Er starb oben auf dem Mast. Jay kletterte hinauf, um die Leiche zu bergen.

Drei Wochen nach der Beerdigung erklärte Jay Sabrina, dass er die Arbeit als Leitungsmonteur aufgeben würde. In Red Lodge war die Stelle eines Vorarbeiters frei. Sie musste sich nie wieder darüber Gedanken machen, dass er noch einmal auf einen Mast klettern und sie ihren Mann genauso verlieren würde wie ihren Bruder.

»Ich liebe dich«, sagte er und stand vom Tisch auf.

Sie küsste ihn noch einmal. »Ich dich auch.«

Er ging in die Garage. Sie hörte den Pick-up starten, marschierte zur Haustür, öffnete sie und stand in dem eisigen Wind, um ihm zum Abschied zu winken. Er hupte zweimal wie der Roadrunner und war weg. Sie schloss die Tür und spürte sowohl

Verärgerung als auch ein schlechtes Gewissen. Immer wenn er bei solch einem Wetter hinausmusste, war sie hin- und hergerissen zwischen der Angst vor dem, was ihn draußen erwartete, und dem Wissen, dass sie auf seine Arbeit eigentlich stolz sein sollte.

Was sie in der Tat auch war. Wirklich. Dieser Winter war nur ungewöhnlich schlimm gewesen, mehr nicht. Es lag an dem schmerzhaften Verlust von Tim und dem aufreibenden Umzug, dass sie unzufrieden war, es lag nicht an Red Lodge. Der Schnee würde schmelzen und der Sommer kommen. Ihr Café in Billings hätte ohnehin keine Zukunft mehr gehabt. Der Vermieter wollte das Haus verkaufen, und sie hatte noch keinen Ersatz gefunden. So hatte sich der Sommer in Billings als unheilvoll abgezeichnet, wohingegen er jetzt vielversprechend aussah. Sie hatte bereits eine gute Immobilie gefunden, in der sie ein neues Café eröffnen konnte. Außerdem war es für sie beruhigend zu wissen, dass ihr Mann am Boden blieb, egal was heute dort draußen passieren würde.

Red Lodge war ein Neustart.

Er rief zum ersten Mal gegen Mittag an. Sie war draußen und schaufelte gerade den Schnee vom Gehweg. Als sie ins Haus zurückkehrte und den Hörer abnahm, war sie außer Atem.

»Eine 69-kV-Leitung ist neben der Landstraße heruntergerissen«, berichtete er.

Das waren 69 000 Volt. Eine Standardleitung zu Hause hatte 110 oder 220 Volt.

»Aber die Arbeit geht schnell voran, und die Wettervorhersage ist gut«, sagte Jay.

Das hatte sie bereits in den Nachrichten gehört. Ein sogenannter Alberta Clipper fegte aus Kanada herunter und trocknete die Luft aus. Der Schnee hatte nachgelassen, und die Stra-

ßen waren passierbar, zumindest bis Red Lodge. Jenseits davon, wo die Landstraße sich bis auf zweitausend Meter wand, war der Pass seit sechs Monaten geschlossen und würde es noch zwei weitere Monate bleiben.

»Vielleicht schaffen wir es, ganz normal zu Abend zu essen«, sagte sie.

»Vielleicht.« In seiner Stimme schwang Optimismus.

Ein paar Stunden später nicht mehr.

Der Anruf um fünf war kürzer als der erste, und Jay klang bekümmert.

»Es wird ganz bestimmt spät werden.«

»Wirklich?« Sie war überrascht, denn der Sturm war gegen ein Uhr abgezogen, und zu Hause gab es wieder Strom.

»So was hab ich noch nie erlebt. Irgendjemand fällt Bäume, und zwar so, dass sie in die Stromleitungen fallen. Wir kriegen immer mehr Störmeldungen von weiter oben in den Bergen, und jedes Mal sind es umgesägte Bäume. Irgendein Vollidiot fährt kurz vor uns auf einem Motorschlitten und spielt Fangen mit uns wie ein Kind. Er hat einen Riesenspaß mit seiner Kettensäge und lässt die Bäume in die Leitungen krachen. Wir bauen eine Leitung wieder auf, und er zerstört eine andere.«

»Ist die Polizei schon da?«

»Ich hab sie noch nicht gesehen. Ich würde dir gern sagen, dass ich fast fertig bin, aber im Moment kann ich die Lage nicht einschätzen. Diese Bäume sind frisch gefällt. Beim letzten Baum konnte ich sogar das Sägemehl im Schnee erkennen. So was Hirnverbranntes hab ich noch nie erlebt, dahinter verbirgt sich ein Muster. Es entfernt uns systematisch weiter von der Stadt. Der Typ schaut mir wahrscheinlich zu, wie ich meine Mannschaft auf die Masten schicke, und lacht sich kaputt.«

Materialermüdung war oft ein Grund, warum Leitungen nicht

mehr funktionierten. Der Gedanke, dass Jays Team, Männer wie ihr Bruder, in einem allmählich nachlassenden Schneesturm einen Mast nach dem anderen hinaufkletterten, nur weil jemand die Leitungen mutwillig beschädigte, machte sie wütend.

»Ich muss los«, sagte er. »Hoffentlich geht dem Vollidioten bald das Benzin in seiner Kettensäge aus. Vielleicht hat es seinen Motorschlitten schon erwischt. Ich würde den Typ gern kennenlernen.«

Sie wünschte ihm Glück, legte auf und ging verschwitzt und müde die Treppe hoch, um zu duschen. Oben auf dem Absatz drehte sie sich um, blickte zu den Bergen, die bereits im Dunkeln lagen, und fragte sich, wo dieser Kerl wohl gerade steckte.

Was bringt das schon?, dachte sie. Vermutlich waren es selbstsüchtige, betrunkene Jungs mit mächtigen Spielzeugen.

Sie wollte es zumindest für Rücksichtslosigkeit halten. Doch während das Wasser warm wurde und sie in die Dusche stieg, stellte sie fest, dass Jays Worte sie beunruhigten. Es lag an seiner Schilderung der Bäume, die sie *systematisch weiter von der Stadt entfernten*.

Als sie aus dem Bad trat, noch dampfhüllt, nur mit einem Nachthemd bekleidet, begriff sie, was sie beunruhigt hatte.

Auf ihrem Bett saß ein Mann in Motorschlittenkleidung, eine Schutzbrille um den Hals, eine Pistole in der Hand.

Sabrina schrie nicht, sondern erfasste in Sekunden die Situation und reagierte einfach ohne nachzudenken. *Bedrohung im Schlafzimmer, Telefon im Schlafzimmer, Flucht durchs Schlafzimmer, also einzige Alternative: Rückzug*. Sie stolperte nach hinten und schob die Tür zu. Es war eine Schiebetür, wie die meisten Innentüren ihres neuen Heims. Bei der Hausbesichtigung hatte sie dem Makler noch erklärt, dass ihr das sehr gefiel. Jetzt hasste sie diese Türen, denn sie hatten kein richtiges Schloss, nur einen lächerlichen Riegel, den ihre Hände nicht zuschieben konnten,

weil sie so zitterten, und sie hörte, wie der Mann vom Bett aufstand und sich näherte. Sie schaffte es gerade noch, ihre Hände wegzuziehen, als der Mann gegen die Tür trat, das Metallschloss sich verbog, die Tür aus der Schiene sprang und der Rahmen zersplitterte. Eine große behandschuhte Hand griff hinein, umfasste die Türkante und stieß die Tür zurück, sodass Sabrina keine Möglichkeit zur Flucht mehr blieb. Alles, was sie retten konnte, lag hinter diesem Mann, an dem sie aber nicht vorbeikam. Er war so riesig, dass er den Türrahmen ausfüllte. Obwohl seine Kleidung ungewöhnlich dick war, konnte sie seinen kräftigen Körperbau erkennen. Er hatte dunkle, ausdruckslose Augen, und sein Haar auf dem klobigen Schädel war kurz rasiert.

»Wer sind Sie?«, fragte sie. Es war die einzige Frage, die für sie in dem Moment zählte. Sie wollte wissen, wer er war, nicht was er wollte, denn das war durch die Waffe offensichtlich.

»Ich heiße Garland Webb.« Seine Stimme war tief. Er sprach die Worte langsam aus, und sie hallten in dem gefliesten Raum nach. »Ich bin sehr müde, denn ich musste wegen Ihnen innerhalb kurzer Zeit sehr weit reisen.«

»Was wollen Sie?«

»Wir haben uns hierfür die Luft zunutze gemacht«, erwiderte er, als hätte er ihre Frage schon beantwortet. »Das ist alles, was wir benötigen. Die Menschen meinen, sie bräuchten so viel mehr. Sie irren sich.«

Er hob die Pistole an und schoss auf sie.

Ein leiser, zischender Knall ertönte, dann spürte sie einen stechenden Schmerz in ihrer Bauchgegend. Schließlich schrie sie. Hoch, laut und lang, und er ließ es zu, ohne sich aus der Tür zu bewegen. Er senkte lediglich die Pistole und beobachtete, wie sie gegen die Wand taumelte, er lächelte dabei leicht. Ihre Hände wanderten zu ihrem Bauch und tasteten nach der Wunde. Ihre Finger streiften etwas Eigenartiges, das sanft und fast angenehm

zu berühren war. Sie blickte an sich herunter und sah unterhalb ihrer Rippen einen Pfeil hervorstechen. Nein, keinen Pfeil. Dafür war es zu klein. Es hatte einen Metallstift und eine Plastikröhre mit abgewinkelten weichen Plastikfedern. Ein Dartpfeil.

Sie spürte, wie sich Wärme in ihrem Körper ausbreitete. *Da war was drin, und jetzt ist es in mir, oh mein Gott, was war da drin?*, dachte sie und versuchte, den Dartpfeil aus ihrem Bauch zu ziehen. Er ließ sich nicht lösen. Stattdessen spannte sich die Haut nur noch mehr, der Schmerz verschlimmerte sich, und Blut drang aus der Wunde. Sie konnte die Einstichstelle durch den dünnen blauen Stoff ihres Nachthemds nicht deutlich sehen, aber spüren, was es war. Am Ende des Dartpfeils befand sich ein Widerhaken, wie bei einer Angel, und hatte sich in ihr Fleisch gebohrt.

»Luft«, sagte der große Mann mit den ausdruckslosen Augen noch einmal und klang ungemein zufrieden. Die Wärme in Sabrinas Körper erreichte ihr Gehirn, und ihre Sicht verschwamm. In ihren Ohren summte es immer lauter wie im Inneren eines Hornissennests. Suchend blickte sie von dem Dartpfeil auf, um den Mann nach dem Warum zu fragen.

Dann glitt sie an der Wand herunter und fiel bewusstlos gegen die Toilette, die Frage noch immer auf den Lippen.

2

Der Mann, der angeklagt worden war, Markus Novaks Frau ermordet zu haben, befand sich wegen sexueller Nötigung einer anderen Frau im Gefängnis, als ein talentierter junger Strafverteidiger ihm seine Freiheit zurückerkämpfte, da er eine Reihe von Verfahrensfehlern nachweisen konnte, die Garland Webb seines Rechts auf einen fairen Prozess beraubt hatten.

Mark war bei der richterlichen Entscheidung nicht einmal anwesend, sondern mit seinem Mentor und früheren Arbeitgeber, Jeff London, auf einer gemieteten Angeljacht draußen vor Key West unterwegs. Der Ausflug war Londons Idee gewesen. Was immer in der Berufung passieren würde, hatte er gemeint, hätte keine Auswirkung auf das Beweismaterial, das Mark zusammengetragen hatte. Egal ob Garland Webb im Gefängnis saß oder nicht, er war noch immer nicht des Mordes an Lauren überführt worden. Das wäre der nächste Schritt.

Das alles klang sinnvoll, doch Mark kannte den wahren Grund für die Einladung auf ein Boot in den Golf von Mexiko, während Garland Webb sein weiteres Schicksal erfuhr. Er, Mark, hatte sich ein paarmal zu viel mit Jeff über das Thema unterhalten und dabei ein paar Versprechen zu viel gemacht. Versprechen, Kugeln in Webbs Kopf zu jagen, und Jeff glaubte sie.

Zwischen seinem gewonnenen Berufungsverfahren und seiner Entlassung aus dem Gefängnis traf sich Garland Webb ein letztes

Mal mit seinem Anwalt, einem jungen Aufsteiger namens John Graham, für den dieser Fall sein bis dahin größter Sieg war. Der Staatsanwalt hatte einschließlich der Verurteilung eine Reihe entsetzlicher Fehler begangen, weshalb Graham mit seiner rechtlichen Argumentation in der Verhandlung stets zufrieden gewesen war, doch man konnte sich eines Sieges nie sicher sein, wenn der ursprünglichen Verurteilung ein abscheuliches Verbrechen zugrunde lag. In so einem Augenblick brauchte man mehr als nur das Gesetz auf seiner Seite, man musste es *verkaufen* können, und John Graham hatte sich in diesem Fall seiner beträchtlichen Überredungskunst bedient. Er war mit dem Erfolg der Berufung auch deshalb zufrieden, weil er ihn ganz einfach für *richtig* hielt. Sein Mandant hatte keinen fairen Prozess erhalten, und John Graham glaubte zutiefst an die Lauterkeit eines Gerichtsverfahrens.

Trotzdem ...

Bei Garland Webb hatte er ein ungutes Gefühl.

John gab sich bei ihrem letzten Treffen größte Mühe, seinem Mandanten ein warmes Lächeln zu schenken, und reichte ihm die Hand. »Manchmal funktioniert das System doch«, sagte er. »Wie fühlt es sich an, ein freier Mann zu sein, Garland?«

Webb betrachtete ihn mit so ausdruckslosen Augen, dass sie undurchdringlich wirkten. Er war ein Meter dreiundneunzig groß und wog etwas über hundert Kilo. Als er Grahams Hand nahm und sie schüttelte, ließ die Kraft seines Griffes den Anwalt erschauern.

»Ich nehme mal an«, meinte er, da Webb noch immer kein Wort von sich gegeben hatte, »Sie gehören nicht zu denjenigen, die ihre Freilassung mit einem rauschenden Fest feiern. Haben Sie alles, was Sie brauchen? Es gibt ein begleitendes Entlassungsprogramm, das ...«

»Ich habe alles Nötige«, unterbrach er ihn.

»Gut. Ich bin mir sicher, es wird für Sie eine Erleichterung sein, hier rauszukommen.«

»Ich widme mich einfach wieder meinen Geschäften«, erwiderte Garland Webb.

»Und das sind?

»Es ist nun Zeit für mich, zu den Geschäften zurückzukehren, es soll keine weiteren Umwege geben«, wick er ihm aus.

»Okay«, sagte John, obwohl er keine Ahnung hatte, was Webb damit meinte, und der Gedanke, was es womöglich sein *könnte*, bereitete ihm Unbehagen.

»Ich habe ein Ziel, verstehen Sie?«, fügte Webb hinzu, und seine leeren Augen starrten ihn an. »Dieser Umweg war bedauerlich, doch ich habe mein Ziel dadurch nicht aus den Augen verloren.«

»Okay«, erwiderte John noch einmal. »Meine Aufgabe ist es lediglich, Sie wissen zu lassen, dass, wenn Sie bei der Jobsuche Hilfe brauchen oder ...

»Ich werde zu meinem Geschäft zurückkehren«, unterbrach ihn Webb erneut.

John verstummte. Er hatte mehrere Monate mit diesem Fall zugebracht, und er wusste verdammt genau, dass Garland Webb zum Zeitpunkt seiner Verhaftung arbeitslos gewesen war.

»Wo werden Sie denn arbeiten?«, fragte er. Webb lächelte. Es war lediglich ein leichtes Zucken seiner Lippen, doch zeigte er mehr Emotion als bei der Urteilsverkündung.

»Ich werde meine Möglichkeiten nutzen«, antwortete er. »Sorgen Sie sich deswegen nicht.«

»Großartig«, sagte John. Er wollte plötzlich nur noch raus aus diesem Zimmer und weg von diesem Mann. »Halten Sie sich von Ärger fern, Garland!«

»Auch Ihnen rate ich das, John.«

John Graham verließ das Gefängnis noch vor Webb, obwohl

er ursprünglich vorgehabt hatte, ihn bis zum Gefängnistor zu begleiten. Doch das fühlte sich nicht mehr richtig an. Genauso wenig wie Garland Webbs wiedergewonnene Freiheit. Genau genommen fühlte die sich mit einem Mal überhaupt nicht mehr nach einem Sieg an.

An dem Tag, an dem Webb seine Habseligkeiten einsammelte und zur Bushaltestelle ging, schmierte er eine Wache, um einem anderen Häftling in Coleman eine Botschaft zukommen zu lassen. Als sie ihn erreichte, bat der Insasse um einen Anruf. Elf Kilometer entfernt von der südlichsten Küste der Vereinigten Staaten klingelte Markus Novaks Handy.

Der Tag auf dem Meer war schön gewesen, auch wenn sie nachmittags weniger geangelt hatten. Der Seegang im Golf von Mexiko begann, heftiger zu werden, und Jeff Londons Gesichtsfarbe nahm einen grünlichen Ton an, der dem des Wassers glich.

»Muss was Schlechtes gegessen haben«, sagte er, woraufhin Mark lächelte und nickte.

»Klar, was sonst?«

»Ich werde nicht seekrank.«

»Natürlich nicht.«

Als Jeff den Kopf in die Hände stützte, lachte Mark, legte die Angel weg und trat zum Bug. Er blickte hinaus zum Horizont. Nichts als Wellen mit Schaumkronen, so weit das Auge reichte. Er hatte nur gute Erinnerungen an das Meer, da sie alle mit Lauren verbunden waren. Doch manchmal, wenn das Licht und der Wind richtig waren, erinnerte es ihn auch an andere endlos wirkende Orte. Weite Ebenen im Westen, wo der Wind durch Weizen weht statt über Wasser, und wo Stürme über Spitzkuppen fegen.

Von diesen Erinnerungen waren viele nicht so gut.

Er betrachtete das Wasser bereits seit einer Weile, als er ein lei-

ses Klingeln hörte. »Das ist Ihr Handy, mein Freund«, sagte der Kapitän des gemieteten Boots, der es sich mit einer Zigarre im Mund und hochgelegten Füßen gemütlich gemacht hatte.

Mark fand das Telefon in seiner Jackentasche. Er blieb weiter ganz entspannt, bis er aufs Display sah: COLEMAN CORRECTIONAL.

Einen Augenblick lang starrte er vor sich hin, doch dann begriff er, dass der Anruf auf die Mailbox weitergeschaltet werden würde, wenn er nicht rechtzeitig reagierte. Und so drückte er die grüne Taste und legte das Telefon ans Ohr.

Er kannte die Stimme am anderen Ende. Es war ein Mann, mit dem er schon viele Male gesprochen hatte. Ein Informant, der ihn wegen rechtlicher Hilfe kontaktiert und ihm im Gegenzug einen Tipp gegeben hatte bezüglich des Mörders seiner Frau. Die Polizei glaubte die Geschichte nicht. Der Informant hielt daran fest.

»Novak, er hat mir eine Nachricht zukommen lassen. Mir. Uns. Sie lautet: ›Bitte richte Mr. Novak aus, dass seine Bemühungen enttäuschend und all seine Drohungen umsonst waren. Ich hatte auf mehr gehofft. Sag ihm, ich werde, wenn ich draußen bin, genauso an ihn denken wie drinnen. Aber noch wichtiger, ich werde auch an sie denken, und daran, was sie am Schluss gefühlt hat. Dieser Moment ist für mich unvergesslich. Schade, dass er ihn nicht mit mir geteilt hat. Sie war so schön am Ende.«

Der Mann am Telefon hatte mal jemanden mit einem Aluminiumbaseballschläger zu Tode geprügelt, doch seine Stimme zitterte, als er die letzten Worte las. Dann wartete er auf eine Reaktion, doch Mark sagte nichts. Stille breitete sich aus, während das Boot auf den Wellen schaukelte. »Ich dachte, dass Sie das vielleicht wissen sollten«, sagte der Mann schließlich.

»Ja«, erwiderte Mark. »Es ist wichtig, dass ich das weiß.« Seine Stimme klang leer, und Jeff London hob besorgt den Kopf. »War das alles, was er zu sagen hatte?«

»Ja, das war alles. Sie wissen ja, dass er mir gedroht hat, doch bisher ist nichts passiert. Vielleicht ist er nur ein Riesenschwätzer, und das hier ... hat ebenfalls nichts zu bedeuten. Vielleicht gehört er zu denen, die gern irgendeinen Scheiß behaupten, um sich wie ein harter Macker vorzukommen. Ich kenne diese Sorte von Typen.«

»Sie haben aber zu mir gemeint, dass Sie ihn nicht dafür halten«, entgegnete Mark. »Dass Sie glaubten, er würde die Wahrheit sagen.«

Es entstand eine Pause. »Ich weiß, was ich gesagt habe«, sagte er schließlich.

»Gibt es etwas, wodurch sich Ihre Meinung geändert hat?«

»Nein.«

»Okay. Danke für den Anruf. Ich werde Ihnen Geld auf Ihr Gefängniskonto überweisen.«

»Das müssen Sie nicht. Nicht dafür. Ich dachte nur ... na ja, dass Sie das hier wissen sollten.«

»Ich werde Geld schicken«, sagte Mark noch einmal und legte auf. Jeff starrte ihn an, während der Kapitän des gemieteten Boots sich intensiv mit seinem Angelgerät befasste, den Rücken zu ihnen gewandt.

»In dem Anruf ging's um Webb, oder?«, fragte Jeff.

Mark nickte. Er blickte wieder zum Horizont, doch konnte er sich nicht darauf konzentrieren.

»Er verspottet mich. Er hat sie umgebracht. Und er weiß, dass ich es weiß, und jetzt ist er ein freier Mann. Ich sollte erfahren, dass er auch in Zukunft, von draußen, an mich und an sie denken wird.«

»Das ist nur ein dämliches Spiel. Er wird wieder ins Gefängnis wandern.«

»Ach ja?« Mark drehte sich zu ihm um. »Wo ist er denn gerade?«

»Lass dich dadurch nicht wieder auf die dunkle Seite ziehen, Bruder. Du musst Beweise zusammentragen, und du musst ...«

»Da gibt's wegen ihr noch eine offene Rechnung zu begleichen.«

Jeffs Miene verdunkelte sich. »Ankündigungen wie diese haben schon viele Männer ins Grab gebracht.«

»Ich will in kein Grab. Wenn ich tot bin, bringst du meine Asche dahin, wo immer du willst. Nur vergewissere dich, dass genügend Wind weht. Ich möchte reisen.«

»Das ist ein schlechter Witz.«

»Das ist überhaupt kein Witz«, entgegnete Mark. »Ich hoffe, du erinnerst dich an meine Bitte, wenn es so weit kommen sollte.« Er sah zum Kapitän. »Macht es Ihnen etwas aus, wenn Sie uns ein paar Stunden früher zurückbringen?«

Der Blick des Kapitäns wanderte von Mark zu Jeff, und er schüttelte den Kopf, als kein Einwand kam. »Sind Ihre Piepen, mein Freund.«

»Danke«, erwiderte Mark. »Wir hatten heute Vormittag einen guten Fang. Tut mir leid, dass der Ausflug vorzeitig beendet wird. So läuft es einfach manchmal.«

»Er wird nicht in Cassadaga sein, Markus.« Jeffs Stimme war sanft und traurig. »Und das weißt du auch. Er wird nicht dorthin zurückkehren.«

»Könnte er aber.«

Jeff schüttelte den Kopf. »Auf diese Weise gibst du nur der Dunkelheit Nahrung. Denk an Lauren. Denk an das, woran sie geglaubt und wofür sie gearbeitet hat! Denk daran, was sie wollte.«

»Du bittest mich, darüber nachzudenken, was sie in ihrem Leben gewollt hätte? Sie ist tot, Jeff. Wer weiß, was sie jetzt will? Vielleicht hat sie in diesen letzten Sekunden ihres Lebens ihre Meinung zu ein paar Dingen geändert.«

3

Die Sonne war gerade erst aufgegangen, als Jay das Haus für seinen Einsatz verlassen hatte. Bei seiner Rückkehr war sie einmal unter- und wieder aufgegangen, und er fand einen Fremden an seinem Küchentisch vor.

Jay war so erschöpft, so hundemüde, und der Mann saß so entspannt da, das eine Bein über das andere geschlagen, höflich lächelnd, dass er ihn nicht als Bedrohung empfand. Er war lediglich überrascht, allerdings auch nur ein bisschen. Die Anwesenheit des Fremden verwirrte ihn, doch beunruhigte sie ihn nicht, weil er so ruhig dahockte mit einem noch immer dampfenden Kaffee vor sich in einem von Jays Bechern, und er ging davon aus, dass seine Frau den Kaffee gekocht hatte. Alles, was er an dem Besuch nicht verstand, würde Sabrina ihm wohl erklären können.

»Wie geht's?«, sagte Jay zu dem Fremden, zog seine Jacke aus und begann, die Stiefel aufzuschnüren.

»Langen Tag gehabt, was?«, fragte der Fremde freundlich und teilnahmsvoll. Der Mann war schlank, sein Gesicht schmal und blass, und er hatte sein langes Haar zu einem Knoten zusammengebunden.

»Sehr lang. Er begann schon gestern«, antwortete Jay dem Fremden, der ihm sympathisch war. Er ging an ihm vorbei von der Küche ins Wohnzimmer und rief nach seiner Frau.

»Sabrina ist nicht zu Hause«, bemerkte der Fremde, trank einen Schluck Kaffee und wandte sich nicht mal Jay zu.

»Wie bitte?«, meinte Jay verdutzt, und ihm ging durch den Kopf, dass der Mann wohl ein Nachbar sein musste, den er noch nicht kannte, denn Sabrina konnte nicht weit weg sein, ihr Auto stand in der Garage. Sabrina war die kontaktfreudigere von ihnen beiden. Sie kümmerte sich um die Nachbarn und zeigte ein Interesse für ihr Umfeld, das Jay niemals aufbringen würde. Seine erste Sorge hatte dem Stromnetz gegolten, das er kennenlernen wollte, nicht den Nachbarn.

»Ich meine damit, dass sie nicht im Haus ist«, erwiderte der Fremde.

Jay stand im Wohnzimmer, und er blickte zurück zu dem Mann in der Küche. Der Fremde stellte den Kaffee ab, griff nach einem Handy, das auf dem Tisch lag, und winkte Jay zu sich.

»Kommen Sie her, ich werde Ihnen was zeigen.«

Jay trat folgsam neben ihn. Er war sich nicht sicher, ob in dem Telefon eine Nachricht für ihn war, oder ob der Mann Sabrina anrufen wollte. Jay war sich in nichts sicher, nur dass von der Situation keine Bedrohung ausging, egal wie eigenartig sie auch war.

Dann blickte er auf das Display des Handys.

Zuerst hielt er das Bild für ein Standfoto. Eine Schrecksekunde lang war er davon überzeugt, doch dann bewegte sich seine Frau, und Ketten rasselten an ihr. Er begriff schließlich, dass es ein Video war.

»Wie Sie sehen, ist sie unverletzt«, ergriff der Fremde wieder das Wort mit gleichgültiger Stimme. »Im Moment etwas erschöpft, aber körperlich unversehrt. Wie lange sie in diesem Zustand bleibt, hängt ganz von Ihren Entscheidungen ab, Mr. Baldwin.«

Sabrina bewegte sich wieder auf dem Bildschirm. Sie trug ein hellblaues Nachthemd, das Jay ihr vorletztes Weihnachten geschenkt hatte. Ihr Handgelenk umschloss eine Handschelle mit

einer langen Kette, deren weiterer Verlauf aus dem Bild verschwand. Jay nahm wie betäubt den Boden unter ihr wahr: saubere, unbehandelte Holzbohlen, auf denen kein Blut zu sehen war. Während Jay in seiner Küche stand und seine Frau beobachtete, blickte Sabrina auf ihr Handgelenk und warf den Kopf hin und her, als würde sie die Bedeutung der Handschelle nicht begreifen und versuchen, sich einen Reim darauf zu machen.

In dem Moment begann Jay loszuschreien. Eine Frage, eine Drohung. Er wusste nicht genau warum, denn als er sich von dem Display des Handys abwandte und dem Fremdem in seinem Haus zum ersten Mal seine volle Aufmerksamkeit schenkte, bemerkte er, dass der Mann mittlerweile einen kurzläufigen Revolver in seiner rechten Hand hielt und damit auf Jays Bauch zielte. Der freundliche Gesichtsausdruck war verschwunden, und der Blick seiner Augen war leer.

»Sabinas Zukunft hängt von Ihren Entscheidungen ab«, wiederholte er.

Jay versuchte, sich auf den Mann vor ihm zu konzentrieren, auf die konkrete Bedrohung, doch seine Gedanken waren noch immer bei dem Bild von Sabrina. Er stand da und zitterte schweigend, wie ein verängstigter Hund.

»Lassen Sie uns keine Zeit vergeuden«, sagte der Fremde. »Ich weiß, dass Sie viele Fragen haben. Und Sie werden bald Antworten bekommen. Aber ich kann sie Ihnen nicht hier geben. Wir müssen an einen anderen Ort. Sie werden fahren. Es ist nicht so weit. Auf dem Weg können wir miteinander reden.«

»Warum?«, stieß Jay hervor. Nur ein Wort, doch eins, in dem das Ausmaß seines ganzen Schreckens lag.

»Sie sind ausgewählt worden, Mr. Baldwin. Betrachten Sie es als eine Ehre! Sie werden Teil einer historischen Tat sein.«

Der Fremde hielt die Waffe dicht auf Jays Kopf gerichtet, während dieser seine Stiefel wieder anzog. Während Jay sich nach

unten beugte, wanderte sein Blick zu den Schuhen des Fremden, und er sah etwas, das ihn beunruhigte.

Er trug normal aussehende Arbeitsstiefel, doch hatten sie ungewöhnlich dicke Gummisohlen, und keine der Ösen war aus Metall. Alles war aus Leder oder Gummi. Es war jene Art Stiefel, die man trug, wenn man an Hochspannungsanlagen arbeitete und wusste, dass jede Spur von Metall tödlich sein konnte.

4

An dem Tag, als Mark nach Cassadaga fuhr, um zu sehen, wo seine Frau gestorben war, joggte er genau die gleiche Strecke wie Lauren an jenem letzten Morgen ihres Lebens.

Die Route am Ufer von St. Petersburg führte über die Fifth Avenue hinunter zum Straub Park an der Tampa Bay. Er bog links ab und lief die Ufermauer entlang, die auf dem Weg zur Brücke zwischen Old Northeast und Snell Isle eine leichte Kurve machte. An der Brücke hielt er an und ging die Strecke wieder zurück, um zu Atem zu kommen. Auf einer früheren Runde hatte er einmal einen Schatten im Wasser gesehen und lauthals verkündet, es sei ein Hai. In Wirklichkeit war es ein Delfin gewesen. Lauren, die an der Golfküste geboren und aufgewachsen war und in einem Alter mit dem Tauchen begonnen hatte, als die meisten Kinder das Fahrradfahren lernten, hatte so heftig lachen müssen, dass sie nicht mehr atmen konnte. Mark dachte häufig an jenen Moment – Lauren in ihren Laufshorts und dem Trägerhemd, nass geschwitzt, fit und unglaublich jung aussehend, den Oberkörper nach vorne gebeugt, gleichzeitig lachend und nach Luft schnappend, der Pferdeschwanz wippend, als würde er ihre keuchenden, erstickten Lacher zählen.

»Ich weiß ja, du stammst aus den Bergen«, hatte sie gesagt, als sie schließlich wieder sprechen konnte, »aber ich hab in meinem ganzen Leben noch nie jemanden ›Hai!‹ schreien hören so wie du, außer im Film *Der weiße Hai*. Das verrät mir viel über

dich, mein Süßer. Richtig viel! Du siehst Flipper und schreist ›Hai!‹ ...«

Er verteidigte sich, dass er nicht *geschrien*, sondern lediglich *verkündet* hatte. Der Deutlichkeit halber vielleicht ein wenig laut, fügte er hinzu. Daraufhin musste sie noch mehr lachen, was schließlich darin mündete, dass sie sich auf den Bürgersteig gesetzt, die Arme um die Knie geschlungen und mit Tränen in den Augen nach Luft gerungen hatte.

Nach dem heutigen Lauf ging er ins Kahwa, dem kleinen Café im Erdgeschoss des Hauses, wo er wohnte, um sich einen Becher Kaffee zu holen. Dann ging er nach oben, betrat seine Eigentumswohnung und spazierte hinaus auf die Dachterrasse. Er nippte an dem Kaffee, schüttelte eine Zigarette aus einer Packung American Spirits und zündete sie an. Das war der letzte und für ihn unerfreulichste Teil der Routine. Ihre Angewohnheit zu rauchen, hatte er gehasst, und es war der einzige Dauerstreitpunkt zwischen ihnen gewesen. Ihr Verhalten sei egoistisch gegenüber ihren Freunden und ihrer Familie, den Menschen, die sie liebten, denn sie könnten sie dadurch zu früh verlieren, hatte er geschimpft.

Komisch, wie hart und verurteilend man in manchen Dingen war.

Als sie starb und eine Packung Zigaretten hinterließ, brachte er es nicht übers Herz, sie wegzuerwerfen. Stattdessen rauchte er die Zigaretten, so wie ein Katholik für die Toten Kerzen anzündet. Dann kaufte er eine neue Packung und behielt das Ritual der einen täglichen Zigarette bei. Wenn er morgens auf der Dachterrasse stand, nach Schweiß und Zigaretten riechend, konnte er die Augen schließen und einen Moment lang das Gefühl haben, sie stünde neben ihm.

Heute drückte er die Zigarette frühzeitig aus und ging duschen. Ihm stand eine Autofahrt bevor, die er schon zu lange vor sich hergeschoben hatte.

Mark hatte Laurens Auto neun Wochen nach ihrer Beerdigung zurückbekommen. Da sein und ihr Name im Kraftfahrzeugbrief standen, war er der rechtmäßige Besitzer. Außerdem konnte die Polizei nicht länger behaupten, der Wagen sei ein Tatort. Es wurde kein Beweismaterial gefunden.

Das Haus in St. Petersburg, in dem sich ihre Eigentumswohnung befand, war so entworfen worden, dass es einen geräumigen Eindruck vermitteln sollte, entgegen den tatsächlichen Gegebenheiten. So war mit der Garage der erstaunliche Versuch gelungen, zwei Autos auf einem Platz unterzubringen. Ein Fahrzeug wurde auf einer Bühne abgestellt, die hydraulisch angehoben wurde, sodass ein weiteres darunter parken konnte. Ein nahtloses System, vorausgesetzt, man selbst und die Ehefrau arbeiteten in strikt eingehaltenen, militärischen Schichten, oder es war einem egal, wer welchen Wagen fuhr. Lauren war es nicht egal. Sie liebte ihren Infiniti, seinen Look, sein Handling und seine Schnelligkeit. Es war ihr Auto. Marks alter Jeep, zugemüllt mit leeren Kaffeebechern, Notizblöcken und Trainingsklamotten, die er stets vergaß, mit nach oben zu nehmen und in die Schmutzwäsche zu werfen, war kein akzeptabler Ersatz. Wenn sie irgendwohin wollte, dann nur mit ihrem eigenen Wagen.

Er parkte auf der Straße. Problem gelöst.

Keiner von beiden hatte je die Hebebühne benutzt, doch als die Polizei ihren Wagen zurückgab, verfrachtete er ihn nach oben. Laurens perlweißes Infiniti-Coupé hatte dort fast zwei Jahre unberührt gestanden. Nun drehte er den Schlüssel um, der die Hydraulik bediente. Das System brummte und ächzte und senkte den Wagen langsam ab wie Sargträger, wenn sie die Holzkiste ins Grab herunterließen. Die Reifen waren platt und die Batterie leer. Er benutzte einen tragbaren Generator, um die Reifen aufzupumpen, und fuhr seinen Jeep in die Garage, damit er Starthilfe geben konnte. Dann setzte er sich hinter das Steuer,

schloss die Tür und wartete darauf, dass die Erinnerungen ihn erfassten.

Er wollte Lauren riechen, sie spüren und schmecken. Er verband mit diesem Auto unzählige Erinnerungen, und sie kam in allen darin vor. Der Wagen sollte wenigstens ein paar davon bewahrt haben. Doch stattdessen roch er nur den warmen Staub und spürte die Hitze, die aus der Lüftung wehte. Sie war an einem warmen Tag gestorben, im Gegensatz zu dem, an dem er das Auto zurückbekommen und auf die Hebebühne gefahren hatte.

Nachdem er dem schnurrenden Geräusch des Motors ein paar Sekunden lang zugehört hatte, fuhr er den Wagen rückwärts aus der Garage und machte sich auf den Weg nach Cassadaga.

Mark hatte nie jemanden kennengelernt, der so entschieden gegen die Todesstrafe war wie seine Frau. Er hatte über viele Jahre hinweg, in denen sie zusammen gelebt und gearbeitet hatten, ihre Ansichten geteilt. Er hatte diese Ansichten gepredigt und praktiziert. Als Lauren ermordet wurde, behielt er sie bei – für die Öffentlichkeit.

Er war sich nicht sicher, wann genau er sich im Innern davon abgewandt hatte.

Vielleicht auf ihrer Beerdigung. Vielleicht beim Anblick der Tatortfotos. Vielleicht in dem Augenblick, als der stellvertretende Sheriff eintraf und ihm die Nachricht überbrachte.

Es war schwer, sich überhaupt einer Sache sicher zu sein.

Und wessen war er sich jetzt sicher? Dass das Spiel aus war. Es hatte sich mit Garland Webbs Abschiedsworten erledigt. Außerdem war es an der Zeit, ehrlich zu sein. Er hatte nie wirklich daran geglaubt, dass die Todesstrafe falsch war, so wie Lauren. Er hatte es glauben wollen und es sich wohl selbst eingeredet, da es die Auffassung der Frau war, die er liebte. Er hatte ihr oft seine Weltanschauung beteuert: Kein Mensch sollte einen anderen Menschen töten, egal aus welchem Grund. Das hatte er damals

wirklich so gemeint, und er fand, dass es ein wichtiger Punkt war.

Zum damaligen Zeitpunkt hatte er eine Frau, die er zutiefst liebte, einen Job, der ihn erfüllte, und keinen Grund, irgendjemandem den Tod zu wünschen.

Dinge ändern sich.

Seit Mark vor drei Monaten bei Innocence Incorporated ausgeschieden war, einem Unternehmen, das sich auf die Verteidigung von Todeskandidaten spezialisiert hatte und in dem er als Ermittler und Lauren als Anwältin tätig gewesen war, hatte er sich auf zwei Dinge konzentriert. Zunächst auf das Wiedererlangen seiner Gesundheit, nachdem er während einiger Ermittlungen in Indiana schwer verletzt worden war, und dann auf das Beibringen knallharter Beweise und dem Ersetzen von Gerüchten im Zusammenhang mit Garland Webb.

Die erste Aufgabe hatte er um ein Vielfaches besser bewältigt als die zweite. Mark fühlte sich körperlich so gut wie schon seit Langem nicht mehr. In Bezug auf Webbs Schuld hatte er es bisher jedoch nur geschafft, Material zusammenzutragen, das möglicherweise darauf deutete, dass dieser an dem Tag, an dem Lauren umgebracht wurde, in Cassadaga, Florida, gewesen sein *könnte*.

Es war schwer gewesen, überhaupt Beweise zu Laurens Ermordung zusammenzutragen. Sie hatte an einem Fall gearbeitet, der oberflächlich betrachtet für niemanden im allerweitesten Umkreis von Cassadaga als Bedrohung hätte erscheinen müssen, und ihre letzten Anmerkungen bestätigten das. Es gab keine neuen Informationen oder Namen, nichts Unerklärliches außer diesem aus drei Worten bestehenden Satz, den sie in ihr Notizbuch gekritzelt und auf dem Beifahrersitz ihres Autos liegen gelassen hatte. Diese Worte, *erhebe dich Dunkelheit*, hatten die Kriminalbeamten anfangs interessiert, aber niemand, einschließlich Mark, hatte sich je einen Reim darauf machen kön-

nen. Für Mark war Webb, der angeblich behauptet hatte, sie umgebracht zu haben, der einzig mögliche Kandidat. Er hatte bisher jedoch noch keinen Beweis gefunden, dass Webb dort gewesen war, als Lauren auf einer einsamen Landstraße rechts rangefahren, ausgestiegen und über einen mit großen Eichen und dichten Bambusstauden gesäumten Weg gegangen war. Irgendwann kurz danach war ihr zweimal in den Kopf geschossen worden. Die Person, die sie entdeckte, konnte lediglich aussagen, dass die Motorhaube noch warm gewesen war. So wie auch Laurens Körper, laut dem Gerichtsmediziner. Tot, aber noch warm.

Was immer passiert war, war schnell passiert.

Keiner wusste, warum sie aus dem Auto gestiegen war. Vielleicht eine Gefahr. Womöglich Gutgläubigkeit. Dichter kam die Polizei an die Hintergründe zu ihrem Mord nicht heran: irgendwo zwischen Gutgläubigkeit und Gefahr.

Die letzte unbestreitbare Tatsache, die es in Laurens Leben gab, war der Ort, an dem es endete.

Mark hatte sich eine lange Zeit von ihm ferngehalten. Zu lange.

5

Mark hatte sich nie zugemutet, die tatsächliche Stelle zu untersuchen, an der sie umgebracht worden war, sondern seine Analyse des Tatorts auf Fotografien und Karten beschränkt, da er glaubte, die direkte Auseinandersetzung damit wäre zu überwältigend und niederschmetternd für ihn. Er hatte das Gefühl, als würde er den Ort in- und auswendig kennen. Als könnte er sogar eine Führung durch diese eigenartige kleine Stadt geben, die er noch nie gesehen hatte.

Wenn Sie Ihre Köpfe nach rechts wenden, meine Damen und Herren, haben Sie den Colby Memorial Temple vor sich. 1888 behauptete ein Spiritist namens George Colby in New York, dass ein geistiger Führer namens Seneca ihm eine Weisung erteilt habe: Colby solle nach Süden ziehen und seine eigene Spiritistenkolonie gründen. So lautete die Verfügung, und Colby zog um. Er ließ sich im Volusia County in Florida nieder, und die Kolonie blieb bestehen. Über einhundert Jahre später halten die Anwohner des Camps in Cassadaga den spiritistischen Glauben aufrecht, und die meisten sind eingetragene Medien ...

An jenem Punkt würde er beginnen, mit sich zu ringen, da dieser Ort all das repräsentierte, was er hasste. Seine Mutter war eine Trickbetrügerin im Westen gewesen und hatte den Menschen vorgetäuscht, Zugang zu den Toten zu haben, was ihr stets ein paar Dollar mehr einbrachte. Die Vorstellung, dass es eine ganze Gruppe gab, die eine solche Handlungsweise guthieß, und

eine Stadt voller »eingetragener« Medien, Seher in die Vergangenheit und die Zukunft, widerte ihn an.

Er parkte vor dem Cassadaga Hotel, einem spanisch aussehenden Steinbau, wo man Termine vereinbaren konnte mit den vielen in der Umgebung lebenden Medien, unter anderem auch mit der Frau, die Lauren nachweislich zuletzt lebend gesehen und die ein Zimmer an einen Mann namens Garland Webb vermietet hatte.

Das Hotel diente als eine Art zentrale Anlaufstelle für die Medien. Einige arbeiteten dort und standen schichtweise zur Verfügung, während andere ihre Kunden zu Hause empfingen. Die Hellseherin, wegen der Lauren gekommen war, hieß Dixie Witte. Seine Frau war zuerst zu dem Hotel gefahren, und Mark folgte ihrer Vorgehensweise.

Er trug eine Waffe unter seiner Softshelljacke. Normalerweise hatte er immer eine Neunmillimeterpistole dabei, doch heute war es ein ,38er Revolver. Das war das Kaliber, mit dem Lauren umgebracht worden war, und Mark wollte sich mit der gleichen Waffe revanchieren. In der einen Jackentasche steckte ein digitales Aufnahmegerät, in der anderen eine taktische Taschenlampe.

Doch als er das Hotel betrat, erschien die Vorstellung lachhaft, irgendetwas davon brauchen zu müssen. Es war ein einladender Ort, der mit einer Weinbar und einem Café Charme versprühte. Ein Schild wies darauf hin, Termine mit Medien würden im Geschenkeladen vereinbart, um den sich eine Frau mittleren Alters kümmerte, die ein wallendes, fließendes, hell gemustertes Gewand trug. Sie erklärte ihm gut gelaunt, dass sie selbstverständlich einen Termin mit Dixie arrangieren könnte. Ihr linkes Handgelenk schmückten Armbänder mit schweren Steinen, und als sie die Nummer wählte, bemerkte Mark, dass sie an jedem Finger einen Ring hatte. Der kleine Geschenkeladen verkaufte jene Art billigen Schmucks, der das Vertrauen in die Rechtmäßigkeit

dieser Kolonie nicht unbedingt förderte und es eher wie eine Touristenfalle wirken ließ und nicht wie einen Ort, an dem Kommunikation auf einer höheren Ebene betrieben wurde. Er lauschte ihrem Teil der Unterhaltung. Dann legte sie den Hörer auf die Brust. »Gibt es besondere Themen, die Sie besprechen möchten?«, fragte sie. »Sie wird etwas Zeit damit verbringen, die richtige Energie zu kanalisieren, wenn sie weiß, wofür sie offen sein soll.«

Mark nickte, als wäre das für ihn völlig nachvollziehbar, und dachte einen Moment nach. »Mieter«, antwortete er dann.

Die gut gelaunte Frau runzelte die Stirn: »Mieter?«

»Ja. Ich habe ein paar Fragen zu Mietern.«

»Können Sie den emotionalen Bezug auf die Frage zu Mietern präzisieren?«

»Wut.«

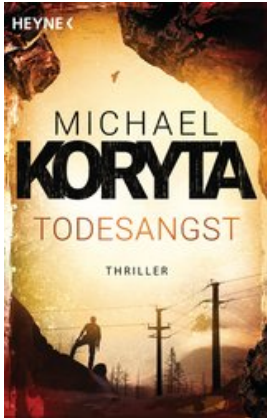
Sie kniff die Augen zusammen und schien ihn noch etwas fragen zu wollen, hielt sich aber doch zurück und hob das Telefon wieder zum Ohr. »Mr. Novak hat Fragen zu ... äh, Mietern, und er hat außerdem ein Problem mit Wut.« Sie horchte ein paar Sekunden. »Gut«, sagte sie dann und legte auf.

»Dixie erwartet Sie heute Abend um sieben Uhr.«

»Großartig.«

Sie nahm einen Plan heraus und zeichnete einen Kreis und ein Viereck ein. »Wir sind das Viereck, und Sie wollen zum Kreis. Es ist einfach zu finden, doch auf dem Grundstück gibt es zwei Häuser. Sie müssen zu Nummer 49 A, nicht 49 B.«

Garland Webb hatte 49 B gemietet. Dixie Witte hielt nicht viel von schriftlichen Aufzeichnungen, sie erledigte ihre Geschäfte lieber in bar, was für Garland günstig war. Sie hatte sich nie daran erinnern können, ob er an dem fraglichen Tag überhaupt da gewesen war. Auch hatte sie erst gesagt, dass er ein Mieter von ihr war, als der Informant im Gefängnis mit seiner Geschichte auftauchte.



Michael Koryta

Todesangst

Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Klappenbroschur, 496 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-43873-6

Heyne

Erscheinungstermin: Mai 2018

»Fesselnd!« - Harlan Coben

Seit dem Tod seiner Frau ist Markus Novak nicht mehr derselbe. Früher hat er als Ermittler unschuldig Verurteilten geholfen, aus dem Gefängnis zu kommen. Doch als der Mörder seiner Frau freigesprochen wird, ist Novak fest entschlossen, das Rechtssystem zu umgehen und den Mörder auf eigene Faust zu jagen. Dafür kehrt er an den Ort zurück, an dem seine Frau starb. Was Novak jedoch nicht weiß – der Mörder wartet bereits auf ihn ...



[Der Titel im Katalog](#)